

Ethnologie für Laien

Ein Werkstattbericht zur Entstehung eines populären Sachbuchs¹

Christoph Antweiler

Wie können wir ethnologische Fragen, Befunde und Einsichten in die breite Öffentlichkeit tragen? Möglichkeiten, die sich bieten, und Fragen, die sich dabei stellen, illustriere ich hier an ganz frischen Erfahrungen beim Schreiben eines populären Sachbuchs. Es erschien im August unter dem Titel „Heimat Mensch. Was uns alle verbindet“ beim Murmann Verlag in Hamburg (Antweiler 2009a). Um es vorwegzunehmen: Das Projekt war eine echte Herausforderung, und es hat mir persönlich enorm viel gebracht. Es macht Freude, für einen professionell arbeitenden Verlag zu arbeiten. Die Zusammenarbeit mit einem extrem engagierten und am Inhalt interessierten Lektor macht nicht nur Freude, sondern man kann dabei sehr viel lernen.

Eine Buchidee nimmt Gestalt an

Peter Felixberger ist Publizist und Redakteur eines Online-Portals. Gleichzeitig bringt er Ideen in einen kleinen Hamburger Verlag. Im Sommer 2008 kommt er mit einer Buchidee auf mich zu. Er schlägt vor, dass ich ein Buch über Universalien schreibe, darüber, worin sich menschliche Kulturen gleichen. Es soll ein kurzes Buch für interessierte Laien sein. Das populärwissenschaftliche Buch, so die Idee, soll kulturelle Vielfalt und Universalien zusammenbringen und anhand von Beispielen konkret machen. Dazu habe ich schon mal ein kurzes Buch gemacht, das allerdings fachlich geschrieben war (Antweiler 2007). Felixberger kennt mich, seit er mich für das Online-Magazin *Change X* über Universalien interviewt hat. Dieses Online-Portal wendet sich besonders an Menschen in der Wirtschaft und beschäftigt sich stark mit kultureller Vielfalt. Dort wird das vor allem für anwendungsorientierte Angebote im Kontext von *Cultural Diversity* diskutiert (www.changex.de). Anlass für das Interview war mein in Erstaufgabe 2007 erschienenenes Buch „Was ist den Menschen gemeinsam“, ein explizit wissenschaftliches und umfangreiches Buch von über 400 Seiten (Antweiler 2009b). Die Initiative von Felixberger zündet im Verlag und auch bei mir.

¹ erschienen in: *Ethnoscripts* 11(2): 81-103 (Themenschwerpunkt des Hefts: „Ethnologie und Öffentlichkeit“)

Schreiben über populäre Ethnologie und populär Schreiben sind zwei paar Schuhe. Schon immer bin ich dafür eingetreten, dass Ethnologen öffentlich schreiben sollen. Schon seit langer Zeit kritisiere ich, dass besonders deutsche Kollegen das mit wenigen Ausnahmen, etwa Karl-Heinz Kohl oder Thomas Hauschild, kaum tun. Ich habe auch zu popularisierter Ethnologie veröffentlicht, z.B. den kommentierten Führer zu populären Medien (Antweiler 2005). Aber abgesehen von vier Stichwörtern zu Ethnien in Nepal und einem Sonderartikel in einem populären Lexikon der Ethnologie (Rogg und Schuster 1992), etlichen Auftritten im Radio und Interviews im Internet habe ich selbst bislang noch nichts messbares Populäres zu Wege gebracht. Die Herausforderung ist also da. Der Murmann Verlag ist ein junger, kleiner aber feiner Verlag in Hamburg mit einem (kleinen) Programm von rund 20 Titeln pro Jahr. Das gegenwärtige Halbjahresprogramm ist erst das zwölfte und bietet vorwiegend Sachbücher und hat einen Schwerpunkt bei Titeln zum Thema Gesellschaft und Wirtschaft (www.murmann-verlag.de).

Bei einem ersten Treffen im Verlag in Hamburg diskutiere ich das Projekt beim Blick auf die Elbe mit Felixberger und dem Verleger Klaas Jarchow. Zusammen entwickeln wir die Idee eines Sachbuchs. Die angepeilten Leserinnen und Leser sind gut informierte Laien, die sich auf unterhaltsame Art zum Denken anregen lassen wollen. Das Buch soll etwa 180 bis 200 Seiten umfassen, im Manuskript sind also maximal 360.000 Zeichen. Jedes Kapitel, so die Idee, sollte ein Kernthema haben, z.B. Krieg oder Jugendprobleme, und könnte mit einem Beispiel eines großen kulturellen Unterschiedes zwischen Kulturen beginnen. Dieser Kontrast wird dann im Lauf des Kapitels kritisch beleuchtet und mit Gleichheiten konfrontiert. Das alles soll an konkreten Beispielen aufgehängt sein und Bezüge zu Erfahrungen der Leser ermöglichen. Die Kapitel sollen möglichst so kurz sein, dass man sie an einem Abend lesen kann.

Die Sprache soll lebendig sein. Jarchow und Felixberger meinen, wenn ich so erzähle, wie in den Interviews zum Thema, die sie gehört haben, würde ich das bestimmt gut hinbekommen. Ich bin angespornt, sehe aber auch viel Arbeit auf mich zukommen. Wir besprechen Einzelheiten. Das Buch soll im Herbst 2009 erscheinen und dafür müsste das Rohmanuskript im Mai fertig werden. Ich gebe zu bedenken, dass das ein sehr enger Zeitplan ist, aber die Herren überzeugen mich, dass das durchaus gehen könnte. Der Verleger sichert mir zu, dass mich ein exzellenter Lektor begleiten wird. Jarchow und Felixberger meinen, dass der Arbeitstitel jetzt noch nicht festgelegt werden müsse. Der werde sich schon finden. Wir vereinbaren, dass ich bald einen Vertragsentwurf erhalte und ein ausführliches Exposé erstellen soll.

Nachdem ich den Vertrag am 4. Oktober 2008 unterschrieben zurückgesandt habe, bekomme ich ein etwas mulmiges Gefühl. Wie soll ich das zeitlich schaffen? Zum Schreiben komme ich doch frühestens in den kommenden Semesterferien. Und dies sind eben keine Ferien, sondern nur vorlesungsfreie Zeit. Ich muss nach einem Universitätswechsel ganz neue Lehrveranstaltungen planen, habe Vorträge zugesagt, versprochen Aufsätze abzuliefern und muss auch noch meine Abteilung leiten. Zwischendurch komme ich auf die Idee, ob ich mir die Arbeit mit meiner Frau teilen könnte. Sie ist zwar keine Ethnologin, sondern Mathematikerin und EDV-Trainerin. Sie hat aber einige Erfahrung mit dem verständlichen Schreiben, sogar über ethnologische Themen (Blechmann-Antweiler 2001). Sie ist immer sehr textkritisch und ist zwar nicht direkt begeistert von der Idee, zeigt aber tendenzielle Bereitschaft. Ich frage vorsichtig beim Verlag an. Der antwortet mir, dass Einautorenwerke sehr viel leichter zu realisieren sind als Zweiautorenwerke. Das überzeugt mich. Jarchow hat mir gesagt, dass mein Buch ein „Spizentitel“ des Verlagsprogramms im Herbst sein soll, wenn alles gut läuft. Da spüre ich eine erhöhte Verantwortung, gerade im Vergleich zu einem großen Verlag, wo ein solches Buch vielleicht in der Masse der vielen Neuerscheinungen weniger intensiv betreut würde. Ich schiebe das Anfangen trotzdem, vielleicht genau deswegen, erst einmal vor mir her. Erst im November sende ich dann ein erstes detailliertes Konzept an den Lektor. Darin steht auch ein Entwurf für einen Kurztext für die Werbung:

„Kultur ist heute Kultur im Plural. Kulturelle Vielfalt ist der Normalfall unserer Gesellschaft. Gegenwärtig stehen dabei Unterschiede zwischen Kulturen im Mittelpunkt. Das sehen wir in den Medien und auch im populären Konsum. Es werden Gräben zwischen dem Islam und dem Westen ausgehoben. Andererseits kommen „ganz andere“ Kulturen in der Werbung und im Reiseprospekt immer gut. Ob negativ oder positiv: geradezu manisch konzentrieren wir uns auf kulturelle Unterschiede. Dieses Buch kehrt den Blick um. Der Autor fragt, worin sich Kulturen gleichen. An Beispielen, wo zunächst nur der Kulturkontrast auffällt, wird der Blick auf Gemeinsamkeiten gerichtet. Kulturelle Vielfalt wird erst interessant, wenn sie im Rahmen von allgemein Menschlichem gesehen wird. Wie alle Menschen als besondere Tiere viel miteinander teilen, so ist auch in Kulturen viel universell. Antweiler tritt gegen die obsessive Konzentration auf kulturelle Unterschiede an. Er warnt aber gleichzeitig vor der allzu einfachen Vorstellung einer Menschheit, die in einem Boot sitzt. Damit bietet das Buch eine realistische Basis, auf der kulturelle Begegnung und vielleicht ja auch gegenseitiges Lernen ansetzen kann – jenseits von Friede, Freude, Eierkuchen.“ (Mail, 01.11.2008)

Geschichten erzählen und den richtigen Ton finden: Arbeit mit dem Lektor

Nach einiger Zeit erfahre ich, dass der Verlag „Unser universales Leben“ als Arbeitstitel vorschlägt. „Mein“ Lektor ist Christian Weller, der schon viele Titel für den Verlag betreut hat. Nach einigem Mail-Austausch kommt er zu mir nach Köln, wo wir bei mir zu Hause ausführlich über das Buch sprechen. Er fragt mich nach meinen Absichten, und ich berichte ihm über das Vorgespräch im Verlag, von dem er aber schon gehört hat. Im Gespräch mit ihm bekomme ich schon viele wertvolle Hinweise. Es ist gut, ein gedankliches Dreieck im Auge zu behalten: das Grundthema (Universalien und Vielfalt), einzelne Themen (Sachbereiche) und eine Story. Was bedeutet Ethnologie in der Ferne und was bedeutet eine kulturvergleichende Sicht auf unser eigenes Leben in Deutschland? Ein probates Mittel kann sein, Fremdes zu entfremden oder umgekehrt Vertrautes zu verfremden. Ich soll Persönliches hereinbringen, ohne aber Nabelschau zu betreiben. Was ist das eigene Motiv, mich mit Vielfalt und Universalien zu befassen? Was fasziniert mich als Wissenschaftler am Thema? Was will ich herauskriegen? Wo liegen frappante Aspekte im Material? Wo ist die interessante Frage und was ist die Antwort? Was bedeuten die Aussagen im Kapitel zu einem Menschenbild? Wir sprechen auch kurz über einzelne Themen, die die Leser interessieren könnten, ganz einfach weil sie viele Menschen interessieren. Die Liste enthält menschliche Grundthemen, wie Sex, Essen, Sport, und in der Öffentlichkeit bekannte „Tatsachen“, wie die vielen Schneewörter der Eskimo. Ich habe aber den Eindruck, dass Weller zu den Themen erst mehr sagen will, wenn er von mir konkrete Textentwürfe vorliegen hat.

Die Sprache soll konkret und plastisch sein. Ich frage noch etwas naiv, ob die Sprache salopp sein soll oder nicht. Weller meint, das hängt vom jeweiligen Thema ab. Es geht vor allem darum, Geschichten zu bringen. Weller macht mir klar, dass ich meinen Sprachstil gegenüber dem „Universalienwälzer“, wie er mein Buch bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft nennt, um 180 Grad drehen muss. Ich soll etwas spannend erzählen. Dafür soll ich mir ein konkretes Gegenüber vorstellen, wie eben beim Erzählen. Gute Metaphern sind als Anker der Darstellung oft hilfreich. Am Anfang der Kapitel sind gute Einstiege wichtig. Ein Einstieg sollte stark sein, konkret und farbig. In späteren Mails ist öfter von einem „prallen Einstieg“ die Rede, eine Formulierung, die ich selbst sehr konkret finde. Nach einem solchen Einstieg könne eine These folgen und dann die Ausführung. Das Buch soll trotz einem erzählerischen Ton inhaltlich dicht sein, aber keine Faktenhuberei betreiben. Wenn Zahlen inhaltlich wichtig sind, sollen sie ruhig gebracht werden. Weller macht mir aber auch klar, dass die Kapitel keinem einheitlichen Schema folgen müssen. Auch die Länge der Kapitel könne durchaus unterschiedlich sein. Nach dem Gespräch bin ich deutlich stärker motiviert.

Dennoch schiebe ich den Anfang weiter heraus. Das Semester läuft, und es gibt viele andere Pflichten. Dazu sitze ich auch noch an der Fertigstellung der überarbeiteten Auflage meines wissenschaftlichen Universalienbuchs, weil die erste Auflage ausverkauft ist. Ich denke, dass ich erst in der vorlesungsfreien Zeit zum Schreiben komme. Herr Weller fragt dann am 5. Februar mal freundlich an, „wann es denn losgeht“. Er möchte wissen, wann ich ihm denn die beim Gespräch in Köln versprochene aktualisierte Kapitelfolge mit Vorschlägen für Einstiege schicke. Er will planen und fragt, wie es mit meiner Zeit fürs Schreiben aussieht. Und er sagt, dass je eher er den Text bekommt, desto besser!

Nach einiger Zeit sende ich „meinem Lektor“ einen Überblick der Kapitel und jeweils eine Einstiegsidee und dann den Entwurf für das Einführungskapitel. Davon ist in der Endfassung des Buchs fast nichts mehr übrig geblieben, weil es im Buch formal gar keine Einführung gibt. Herr Weller und ich kommunizieren per Email. So erhalte oder sende ich während des Projekts knapp 200 Mails. Außer den vielen kurzen Mails mit Fragen und Ideen schicke ich jeweils ein entworfenes Kapitel oder einen größeren Teil eines Kapitels. Er sendet mir daraufhin einige Zeilen Kommentar und Änderungsvorschläge, die im Änderungsmodus farbig vermerkt sind. Ich bin begeistert, weil ich zum ersten Mal ein intensives Lektorat erlebe. Wenn ich Freunden davon erzähle, spreche ich von Herrn Weller begeistert als engagiertem Lektor, „... der mir die Entwürfe immer blutrot zurückgeschickt hat“. Tatsächlich habe ich mir rosa gewünscht: das wirkt nicht so hart. Die vielen und sehr genauen Vorschläge sind fast durchweg sehr gut begründet. Ich gebe hier einmal einige frühe Statements meines Lektors wieder:

„Ich finde, das geht sehr in die richtige Richtung. (...) Einstieg Bollywood und Badetuch sind gut. Man muss im Buch aber tatsächlich einmal in die Szene tauchen. Prägnante Einzelheiten, vermeintlich Nebensächliches sollten das Geschehen plastisch und anschaulich transportieren. Der Leser soll kurz ‚einen Geschmack‘ bekommen, also beispielsweise die singenden Inder samt Liebespaar über den Bildschirm flimmern sehen. Beim letzten Projekt war es hilfreich, dass der Autor mir die entsprechenden Bücher und Filme mitgeliefert hat und ich bei Bedarf nochmal ins Material einsteigen konnte.“ (Mail, 05.03.2009)

„Ihrer Haupt- und Ausgangsthese merkt man noch stark die Herkunft aus der akademischen Diskussion an. Wäre schön, wenn wir im Verlauf der Textarbeit zu einer Zuspitzung finden könnten, die auch breitere Leserschichten elektrisiert. Frappant ist doch die Gleichzeitigkeit von prinzipieller Gleichheit und faktischer Unterschiedlichkeit. Der Punkt, der wohl die

meisten Menschen dabei beschäftigt oder sogar verstört, scheint mir die Frage von Verständnis und Kommunikation untereinander zu sein. Wäre toll, wenn Sie dazu eine überzeugende neue Idee hätten. Eigentlich müsste eine veränderte Perspektive (wie die Ihre) auch die Möglichkeit zu einem veränderten Ansatz auf diesem Gebiet eröffnen ...“ (Mail, 05.03.2009)

Das Wichtigste: jetzt anfangen!

Da ich keine Erfahrung mit lebendigen Texten habe, suche ich nach Büchern, die pragmatische Anleitungen zum Schreiben von Sachbüchern geben. Zum Schreiben von guten Romanen gibt es mehrere (umstrittene) Anleitungen, zu wissenschaftlichen Texten auch. Nach einigem Suchen finde ich ein sehr gutes Buch, das vor allem für Sachbuchautoren gedacht ist (Reinhardt 2008). Daraus übernehme ich Tipps, die für die weitere Arbeit extrem hilfreich sind: Sofort anfangen, auch wenn der Kopf leer erscheint. Im normalen Arbeitsalltag schreiben, statt auf optimale Schreibbedingungen zu warten. Die Devise ist „Kein Tag ohne eine Zeile“. Es ist ein dramatischer Unterschied, ob man für ein Kapitel noch gar nichts gemacht hat, oder schon mal einen Zettel mit ein paar Stichwörtern angelegt oder eine Datei eröffnet hat. Wenn man anfangs die Ansprüche nicht so hoch schraubt, werden die Schreibblockaden geringer. Wenn mal der Anfang gemacht ist, kann man fast immer innerlich am Buch weiter schreiben.

Diese Tipps und die ersten Rückmeldungen des Lektors, der mich bestärkt, einfach mal nach meiner *Façon* loszulegen, lösen bei mir eine gewisse Leichtigkeit aus. Ich fange mit dem Schreiben einfach an mehreren Kapiteln parallel an. Oft fließt mir der Text jetzt nur so in die Tastatur. Ich schaue nur selten in mein wissenschaftliches Universalienbuch, sondern habe einen großen Pultordner angelegt, in dem ich Materialien zu den Kapiteln hereinlege. Das sind z.B. Zeitungsausschnitte, Ausdrucke von Websites oder ein Barbie-Katalog. Es macht so richtig Spaß. Mehrmals habe ich ein regelrechtes *Flow*-Erlebnis mit dem typischen Vergessen der Zeit. Des Öfteren stürze ich dann Hals über Kopf aus dem Haus zur Bahn, um zur Uni nach Bonn zu fahren. In der Eisenbahn habe ich jetzt immer ein besonderes Blöckchen für mein Buch dabei. Manchmal kommen gute Ideen in langweiligen Passagen von Fakultätssitzungen oder (dann,)wenn ich halbtot nach der Arbeit in Zug nach Köln sitze.

Ich schicke meinem Lektor den ersten Entwurf eines Kapitels, das Kapitel zur Nacktheit und moralischen Vorstellungen. Er antwortet mir: „Lieber Herr Antweiler, hier ein kurzer Lektüre-Eindruck. Der lockere, selbstverständliche Tonfall stimmt. Die Geschichten sind gut. Die

zeitliche Verortung des Anfangserlebnisses (und Ihrer weiteren Indonesienforschung) muss noch deutlicher werden. Wie sieht es denn bei den Eipo aus? Sie verschenken im Moment noch diese dritte Vergleichsgruppe. Der Rassismus Ihrer Gastfamilie muss von Ihnen noch gedanklich aufgefangen werden. So steht es – interessant aber unverständlich – im Raum. (Was sind die Themen? Die Heuchelei der Political Correctness? Die Erkenntnischancen des "ethnologischen" Blicks?). Die allgemeinen Teile sind noch zu reihend. Die brauchen leitende Thesen und ab und an Belege und vielleicht auch mal ein bisschen Forschungsgeschichte (um überhaupt zu verstehen, wie man zu solchen Aussagen kommt). Am Ende sollte alles in einer These (oder zumindest einer Frage) kulminieren. Das Sex nirgendwo Nebensache ist, erscheint mir noch ein bisschen schwach. Kann man nicht kurz andeuten (ich weiß, ich weiß...), dass das, was Sie über die gesellschaftlichen Anforderungen an Sex sagen, bei uns, Ihrer Gastfamilie und den Eipo jeweils andere Ausformungen hat – und wo die "strukturellen" Gleichheiten bestehen? So lassen wir (sag ich jetzt mal) unsere Töchter bauchfrei und im Minirock nachts auf die Reeperbahn (kann man ja nichts machen...), sorgen aber dafür, dass sie Taxigeld zum Nachhausefahren haben (damit nichts passiert...) Zusammengefasst scheint mir die Lösung darin zu bestehen, uns, die Gastfamilie und die Eipo als eine Art idealtypische Beispiele zu nutzen, um Unterschiede und Gleichheiten zu veranschaulichen. Sicher fällt Ihnen eine Verfahrensweise ein, die Ihren wissenschaftlichen Standards standhält. Können Sie damit was anfangen?“ (Mail, 12.03.2009).

Im Austausch mit dem Lektor kläre ich zu Beginn des intensiven Schreibens im März auch konkrete Formulierungsfragen. Darin zeigen sich meine anfänglichen Unsicherheiten mit dem Schreiben eines lebendigen Texts. Was ist etwa von flotten Kurzwörtern wie „mal“ statt „einmal“, oder „was“ statt „etwas“ zu halten, z.B.: „Gibt es was universaleres als Männerwitze?“. Er antwortet: „Flott klingt gut, diese Beispiele eher nicht. Hier bitte vorsichtig“. Kann man Kurzsätze ohne Verb verwenden, z.B.: “ Die Frauen sind aktiv. Sehr aktiv. Seit Stunden haben sie geschuftet“. In Referaten von Studenten würde ich so etwas anstreichen. In einem populären Text geht so etwas aber. Was ist zu halten von längeren Sätzen ohne Verb, die eigentlich im Schriftdeutschen nicht gehen, z.B.: „Kein Wunder also, dass es überall Verwandtschaftssysteme und Heiratsregeln gibt“. Zu beidem sagt mein Lektor, dass das gut ginge. Ich muss mir auch über Fragen klar werden, die zwischen Inhalt und Darstellung angesiedelt sind. Wie steht es etwa mit Bezügen auf sehr aktuelle Diskussionen, die aber vielleicht nur kurz andauern, z.B.: Ist es sinnvoll, im Kapitel zu Sex und Nacktheit einen Bezug auf die „Feuchtgebiete“ von Charlotte Roche zu machen? Weller antwortet mir auf diese Frage:

„Ich würde sagen: machen Sie mal! Sind im Grunde zwei heikle Gebiete: Eher assoziative, nicht klar ausgeführte Anspielungen können funktionieren. Meist ist es besser, Gedanken und Anspielungen klar zu benennen (also nicht lediglich Feuchtgebiete in Anführungszeichen zu erwähnen...). Das andere ist die Aktualität. Ein Buch hat definitiv eine andere Halbwertszeit als ein tagespolitisches Ereignis. Trotzdem ist es bei dem einen wie dem anderen in der Regel sinnvoll, zeitlich zu objektivieren. Also: Charlotte Roches Buch aus dem Jahr... Machen Sie, wie Sie es stimmig finden. Sowas ist mit wenig Aufwand anzupassen“ (Mail, 11.03.2009)

Mitte März wird mir klar, wie eng getaktet die Arbeit im Verlag ist. Weller schreibt mir am 17.03., dass wir beide diese Woche (!) die Frage von Zielrichtung, Kernthese und Titel weitertreiben müssten. In der nächsten Woche hat er ein Arbeitstreffen mit dem Verleger, und es geht an die Planung der Vorschau des Verlagsprogramms. Im Moment sei der Stand so, dass ich zu einem super interessanten Themenfeld enorm viel wisse – und vermutlich gut erzählen könne. Wir hätten uns aber noch zu wenig Gedanken gemacht, was das (es?) denn genau für ein Buch werden soll. Jetzt müsse das Profil klarer werden. Das sei für die Vermarktung und die Öffentlichkeitsarbeit besonders wichtig. Es wäre immer hilfreich, ein Ideenfeld zu eröffnen und dem Verlag mehrere konkurrierende Vorschläge feilzubieten. Er gibt mir dann noch Anregungen zum Titel und Untertitel:

„Mir scheint das Frappante an Ihrer Herangehensweise die Zusammenführung von etwas hochgradig Differenziertem, Unüberschaubarem (Völker, Kulturen, Großstädte, wahrgenommene Realität, geschichtliche Unterschiede) und etwas verblüffend Monolithischem (der Mensch, die Menschheit, Universalien) zu sein. Dieser Kontrast, auf knappe Begriffe gebracht, hat das Zeug zu einem guten Titel. Aber wie geht man diese Spannung an, wie geht man damit um, wie löst man sie auf oder was ist der wesentliche Lernschritt? Das könnte ein Untertitel werden.“ (Mail, 17.03.2009)

Titel und Gliederung: schöpferischer Schlagabtausch

Der Titel und die endgültige Gliederung sind das Ergebnis eines komplizierten und bis zur Endabgabe des Manuskripts andauernden Revisionsprozesses. Dies ist bei wissenschaftlichen Werken nicht unbedingt anders. Ich habe bis heute eine Datei auf meinem Rechner, in der die 34 verworfenen Titel der Buchversion meiner Habilitationsschrift stehen. Anders bei einem populären Buch ist aber die Vielzahl der Beteiligten und die Vielfalt der Gesichtspunkte, die zu berücksichtigen sind. Zu möglichen Titeln äußern sich in meinem

Fall der Verleger, die Buchvertreter des Verlags, mein Lektor und ich selbst. Der Titel muss den Inhalt treffen und die Leser ansprechen. Der ursprüngliche Arbeitstitel war ja „Unser universales Leben“. Die Idee dabei war, drei thematisch passende und zudem starke Wörter zusammenzubringen. Ein Untertitel wurde erst später gefunden. Ich gebe im Folgenden eine frühe Liste eigener Ideen zu Titel und Untertitel wieder (E-Mail, 10.03.2009):

- *Alle Kulturen sind gleich – jede ist anders*
- *Alle Kulturen sind gleich, jede ist anders ... und alle wollen sich unterscheiden*
- *Ganz anders ... und doch gleich. Worin sich Kulturen gleichen*
- *Einheit im Meer der Vielfalt*
- *Universalien in der Vielfalt*
- *Universalien. Worin Kulturen sich gleichen*
- *Was ist den Kulturen gemeinsam?*
- *Universalien, Natur und die Einheit der Menschheit*
- *Universalien neu gesehen*
- *Universalien und die Conditio Humana*
- *Die Gleichheit der Kulturen*
- *Universalien und die Einheit der Menschheit*
- *Was wir gemeinsam haben. Kulturelle Universalien aus humanwissenschaftlicher Perspektive*

Aus dem Verlag kommt die Rückmeldung, dass das Wort „Universalien“ in einem populärwissenschaftlichen Buch nicht verwendbar ist. Ein möglicher Titel, nämlich „Was ist den Menschen gemeinsam?“ ist leider schon für mein wissenschaftliches Buch vergeben. Die metaphorische Idee „Einheit im Meer der Vielfalt“ sei zwar schön, aber doch etwas zu abstrakt. „Vielfalt“ sei zwar ein guter, positiver Begriff aber allein nicht stark genug. Im Verlag kommt die Idee auf, eine Universalie (als pars pro toto) in eine Wendung oder einen Satz zu packen. Der Untertitel soll dann ergänzend den Begriff der kulturellen Universalie in eine verständliche Formulierung bringen („... immer und überall...“). Ich schreibe einem Freund über die Titelfindungsabenteuer und meine Ratlosigkeit. Er bezweifelt, dass eine Synekdoche funktioniert; auch wenn man treffende Universalien einsetzt oder dafür engere Metonymien findet. Die Metonymien müssen immer konkrete Gegenstände sein, und dann sind sie immer Gegenstände aus einer Kultur. Er schlägt mir den Titel „Hochhaus oder Knüppelhütte – Gewohnt wird überall“ vor. Herrlich. Das löst bei mir neue Ideen aus, z.B. „Von Arbeitsteilung bis Zocken“. Lexikonartige Titel kommen immer gut – aber mein Buch ist alles andere als enzyklopädisch. Ich bin etwas ratlos und versuche es spontan einmal mit ganz anderen Titel, z.B. „Leben wollen alle, Anerkennung auch“, „Blut ist dicker als Wasser“

oder „Kulturen arbeiten, kämpfen und spielen“ mit den Untertitel-Varianten: „Wie sich Kulturen gleichen – immer und überall“ oder „Was Kulturen miteinander teilen – immer und überall“. Ich überlege auch Titelideen, die mit der Verbindung von Gleichheit und Differenz spielen, à la „Gleich und anders“ oder „Anders, aber gleich“. Besonders gut gefällt mir „Anders gleich“, bis ich feststelle, dass der im selben Verlag gerade benutzt wurde, nämlich für eine Weltgeschichte der Homosexualität.

Am 18.03 kommen aus dem Verlag zwei Vorschläge, nämlich „Abenteuer Vielfalt. Wie die Menschen einander gleichen“ und „Mosaik Menschheit. Wie wir uns gleichen“. Ich antworte postwendend: „‘Mosaik’ bitte auf keinen Fall. Dieses Bild erscheint zunächst schön, stellt aber scharfe Grenzen der Mosaikbausteine vor, ist damit kontraproduktiv für Grundaussage.“ Ich möchte auch „Menschen“ durch Kulturen“ ersetzen und kontere mit dem Vorschlag: „Muster der Vielfalt. Wie sich Kulturen gleichen“. Weller meint aber, „Muster“ sei angesichts der angepeilten Leserschaft zu intellektuell. Im April schlage ich den Titel „Abenteuer Mensch“ vor. Eine Alternative, „Abenteuer Menschheit“, ist leider kürzlich verwendet worden, geht aber auch eher in Richtung Evolutionsgeschichte des Menschen. Dieser Titel steht einige Zeit im Raum, aber dann höre ich aus dem Verlag, dass das zu sehr an abendliche Tierabenteurersendungen im Fernsehen erinnert. Ein Grund mag sein, dass in den Zeitungen gerade Bernhard Grzimeks 100. Geburtstag Thema ist. Auch der letztlich gewählte Titel „Heimat Mensch“ ist nicht etwa völlig unumstritten. Obwohl ich lange an „Abenteuer Mensch“ hänge, finde ich ihn spontan gut. Andere geben zu bedenken, dass die Wortkombination sprachlich zumindest ungewöhnlich sei. Und es gehe doch wohl nicht um die deutschtümelnde Heimat. Ausschlaggebend war letztlich das Argument des Verlegers und besonders seiner Verkäufer, die Kombination des „kleinen“ Worts „Heimat“ mit dem großartigen „Mensch“ sei interessant. Der Untertitel „Was uns alle verbindet“ mache den Inhalt dann sehr konkret. Mir gefällt dieser Untertitel auch besser als „Was uns alle gleich macht“, weil „Gleichmacherei“ negativ besetzt ist.

Auch die Gliederung erlebte erhebliche Revisionen zwischen ersten Entwürfen und der veröffentlichten Version. Dies ist ja auch bei wissenschaftlichen Werken so. Die Veränderungen bezogen sich hauptsächlich auf die Wortwahl. Eine frühe Version des Inhaltsverzeichnisses sah so aus:

1. Einleitung
2. Hier bin ich Mensch. Heimat – so deutsch, so universell
3. Oben und unten. Sitzordnungen als Machtanzeiger
4. Anders sprechen ... gleich denken? Sprachuniversalien und Denkrelativisten

5. Was guckst Du? Erkennung von Emotionen weltweit
6. Übergehen. Initiationsriten hier und dort
7. Andere Länder – gleiche Zeiten. Zeitkonzepte im Kulturvergleich
8. Sweet Teens im Südseeparadies? Konflikte zwischen der Jugend und dem Establishment
9. Grün ist nicht jedem grün. Farbwörter und Farbwahrnehmung
10. TEAM – toll, ein anderer macht's. Trittbrettfahrer als universales Problem
11. „Wir“ und „Die“. Kollektive Identität als kulturelle Weltwährung
12. Wir alle in einem Boot? „Family of Man“ und andere gut gemeinte Pop-Produkte
13. Fazit. Jede Kultur ist wie alle Kulturen, wie einige andere Kulturen, wie keine einzige andere Kultur

Meine Idee bei dieser Gliederung ist, jeweils einen bildhaften Haupttitel eines Kapitels mit einem informativen Untertitel zu verbinden. Diese Idee bleibt auch bis zum Schluss erhalten, wird aber auch nicht sklavisch befolgt. Ansonsten ändert sich aber fast alles. Weller und ich tauschen immer wieder Vorschläge in kurzen Mails aus. Dabei fliegen ursprünglich geplante Kapitel heraus und neue kommen hinzu. Neben den ausführlichen Textverbesserungen finde ich diesen „Schlagabtausch“, wie Weller das (es?) nennt, der zu kleinen Fragen oft in schnell beantworteten kurzen Mails erfolgt, sehr motivierend. Ich habe das Gefühl, dass sich jemand genau so intensiv mit meinem Buch befasst wie ich selbst. Die Endversion der Gliederung sieht dann so aus:

Tote Eindringlinge und lebendiger Austausch

Jede Kultur ist einzigartig – und wie alle anderen

Oben und unten

Macht, Sitzordnung und Körpersprache

Nackte Tatsachen

Sex und Moral

Wir hier und die dort

Heimat, Gruppe und Scheuklappen

Was guckst Du? Überall verständliche Emotionen

Kathedralen, Schweine, Totempfähle

Kunst quer durch die Kulturen

Krieg und Frieden

Gewaltverherrlichung und Konfliktvermeidung

Was gilt jetzt? Spiel und Sport als eigene Welten

Die Scharia-Barbie

Globalisierung macht gleich und ungleich – zugleich

Andere Länder – andere Zeiten?

Sonne, Mond, Kreis und Pfeil

Riskante Rituale

Initiationsriten bei uns und überall

Brücken in Babylon

Anders sprechen und doch gleich denken

Romeo in der Südsee

Romanzen weltweit

Bilder der Menschheit in unseren Köpfen

Entdeckungslust und Ethno-Pop

Anhang

Abenteuer am Schreibtisch

Weiterlesen und surfen

Es fällt direkt auf, dass es in der Endversion keine Einleitung gibt. Das wäre bei einem wissenschaftlichen Buch fast undenkbar. Auch für Sachbücher ist das ungewöhnlich: Die meisten populärwissenschaftlichen Titel haben ein Vorwort oder eine Einleitung. Aber es geht eben auch anders. Mein Lektor hat mich überzeugt, direkt mit einem inhaltlichen Kapitel zu beginnen. Da die Kapitel meistens mit einem konkreten Fall einsteigen, fängt mein Buch auch mit einem konkreten Ereignis an. Ich entscheide mich für den Tod von Captain Cook auf Hawaii. Die einleitenden Worte zum Ziel des Buchs, zu den intendierten Lesern und zum besonderen Charakter folgen dann erst am Ende des ersten Kapitels. Dies wird durch den programmatischen Untertitel des ersten Kapitels angedeutet.

Das Cover und die Vorschau

Die Auswahl des Titelbildes für das Cover erweist sich als schwierig. Wir wollen menschliche Vielfalt und Einheit ins Bild setzen. Es gibt unterschiedliche Möglichkeiten, Einheit und Vielfalt zu zeigen. Wie können wir Einheit illustrieren, ohne die schon hunderttausend Mal gesehene Erdkugel zu benutzen? Wie lässt sich Vielfalt zeigen, ohne in Ethno-Kitsch abzudriften? Die überbordende Welt der Bilder eröffnet eine ungeheure Bandbreite. Wenn aber ein einziges Photo gefunden werden muss, stößt man schnell auf Probleme. Wie können wir Einheit in der Vielfalt nicht nur behaupten, sondern konkret zeigen? Es bietet sich an, mit anschaulichen Kontrasten und etwas Verbindendem zu spielen, das jedem vertraut ist. Was ist mit schwarzen und chinesischen Studenten gemeinsam auf einem US-amerikanischen Campus? Perfektes Multikulti, aber der Betrachter setzt dann allzu schnell

Kulturunterschiede mit Hautfarben gleich. Wir wollen nicht in die Falle gängiger Stereotype tappen. Herr Weller sucht bei Bildagenturen. Einer der frühen Vorschläge ist ein Photo einer Mittelschichtsfamilie in Indien, die in Rückenansicht vor einem Tempel aufgenommen wurde. Das finde ich schön, nicht rassifizierend und nicht zu exotisierend, aber auch etwas langweilig.

Im Verlag ist man der Meinung, dass wir für das Cover durchaus Mut zum Klischee haben sollten, „denn das würde ja im Text wieder aufgelöst. Irgendwann kommt dann der Vorschlag, ein Bild eines fast nackten Eipo mit Penissocken im Supermarkt zu nehmen. Ich protestiere. Das ist mir zu exotisierend. Ich will keine „Naturvölker“ auf dem Titel. Mich stört schon der Indianer auf dem Titel von Dieter Hallers „dtv-Atlas Ethnologie“. Das ist für den Verlag eine bittere Pille. Jetzt bin ich angespitzt und suche zusammen mit meiner Frau nach eigenen Photos, die wir kürzlich auf Reisen gemacht haben. Ich denke an Photos vom bunten und vollen Blumenmarkt und von einer Familie am Straßenrand, die ich kürzlich bei einer Vortragsreise in Kalkutta gemacht habe. Mögliche Kandidaten meiner Frau sind eine vietnamesische Nonne, die eine Postkarte aus Köln in der Hand hält, zwei kleine Chinesinnen, beim Eis essen, ein chinesisches Liebespaar mit Sonnenschirm, dass durch Shanghai streift und ein Kind, dass in einem Einkaufswagen im Supermarkt sitzt. Das Kinderbild, das meine Frau in Shanghai gemacht hat, erfüllt aus Verlagssicht die wesentlichen "Zutaten": ein interessantes, konzentriertes Foto, eine sympathische, nachvollziehbare Situation und etwas exotischer Touch. Aber auch da ist Vorsicht geboten: leicht kommen Assoziationen zum Kinderhandel auf. Weller schreibt mir: „Bildwirkungen sind gnadenlos, da gibt es keine Kompromisse oder Berücksichtigung guter Absichten“. Also wird gemeinsam weiter gesucht. Eine stärkere Idee ist es, mit Kontrasten zu arbeiten. Weller sieht zwei Varianten: entweder offensichtlich einer fremden Kultur Angehörige in einer menschlich unmittelbar vertrauten dichten und privaten Situation (Abendbrottisch, Spiel, Lesen, zu Bett bringen, Fahrradfahren, etc.) zu zeigen oder offensichtlich einer fremden, möglicherweise als traditionell geltenden Kultur Angehörige in einer verblüffend modernen Situation (Hightech, Shoppen, Mobilität, Wolkenkratzer, etc.). (Mail, 30.03.2009).

Nach meinen Einwänden gegen zu viel Exotik und zuviel Kontrast sieht mein Lektor zwei Richtungen für Lösungsansätze: der erste ist die Abbildung realer Alltagsszenen. Wir zeigen Menschen aus fremden Ländern in Situationen, die sofort vertraut sind. Wir könnten auch ikonenhafte Szenen des Alltags nehmen, wie ein Abendbrot. Damit sind wir nah dran am Tenor des Buches – und können außerdem starke Wirkung erzielen. Ein zweiter Ansatz könnte über popkulturelle Artefakte gehen, die Universales in exotischer Form präsentieren. Ein Vorteil dabei ist die starke Eigenästhetik und plakative Wirkung. Man könnte eine

Nahaufnahme einer Barbie-Puppe aus einem exotischen Land nehmen, weil ein Kapitel des Buchs Barbie-Puppen in ihrer weltweiten Vielfalt und Einheit in den Mittelpunkt stellt. Nach vielen Mails mit sehr großen jpg-lastigen Anhängen verebbt die Diskussion mit mir erst einmal. Sie wird im Verlag weitergeführt zwischen Verleger und dem Gestalter des Covers. Die Gestaltung des Covers ist allgemein eher nicht Sache des Autors. Später bekomme ich einen Entwurf, der das Problem ganz anders löst (Abb. 1). Der Umschlag zeigt den Titel in extrem großer Schrift auf weißem Grund und es wird mit roter Farbe gespielt. Ein echtes Titelbild fehlt. Stattdessen ist unten am Rand eine große Menge von Menschen zu sehen. Ich bin von dieser Lösung nicht restlos begeistert, weil ich eigentlich auf Gesichter von Menschen orientiert war und es ja um Gleichheiten auf der Ebene von Kulturen geht, aber der Umschlag gefällt mir.

- Hier etwa Abb. 1, kann aber auch verschoben sein. -

Während des Schreibens sind zwischendurch auch immer wieder kleinere Aufgaben zu erledigen. Ich muss einen „Autorenfragebogen“ ausfüllen. Da sollen mögliche Rezensenten und interessierte Medienvertreter genannt werden. Die Verlagsvorschau des Herbstprogramms soll im Sommer erscheinen. Also muss ein Photo des Autors ausgesucht werden und ein kurzer und möglichst plakativer Text geschrieben werden. Das wird im Verlag aus Textentwürfen der verworfenen Einleitung gemacht. Der Vorschau soll sogar ein längerer Kapitelauszug separat beiliegen. Nach längerem Entscheidungsprozess fällt die Wahl des Verlegers auf das Kapitel „Nackte Tatsachen“, in dem es um Konzepte von Nacktheit und Moral geht. Er hat das Kapitel aber auch erst in der Rohversion gelesen. All das muss schon jetzt im März entworfen werden, auch wenn der endgültige Titel immer noch nicht festliegt.

Schließlich bekomme ich einen Entwurf der Vorschau im DIN A 4-Format als pdf.-Datei gesendet. Es ist eine freundliche Geste des Verlags, dass er mich fragt, ob das in Ordnung geht. Ich mache kleine Korrekturen am Text. Ich sehe, dass mein Buch dort auf zwei ganzen Seiten vorgestellt wird und tatsächlich der „Spitzentitel“ in dieser Saison ist. Ich bin stolz, denke aber auch, dass es jetzt richtig ernst(?) wird. Wie immer mal wieder, denke ich daran, dass ich hoffentlich nicht zu populär schreibe. Im Mai bekomme ich dann die fertige Vorschau zugeschickt. Das sieht schick aus und dazu liegt noch der separat beiliegende Kapitelauszug als kleines Heft dabei. Seit mein jüngerer Sohn Dario, 15, diese Beilage gesehen hat, fragt er mich ab und zu: „Na Papa, schreibste wieder an deinem Sexbuch?“

Popularisierungs-Meidung und „die lieben Kollegen“

Während des Schreibens denke ich des Öfteren, dass ich ein solches Buch nie gewagt hätte zu schreiben, wenn ich nicht eine feste Stelle hätte. Wie kommt es zu solchen Gedanken? Die Meidung populärer Aufbereitung ethnologischer Fragen und Erkenntnisse beruht vor allem darauf, dass verständliche Wissenschaft bei vielen Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaftlern als oberflächlich gilt. „Populärwissenschaft“ hat besonders hierzulande immer noch einen schlechten Namen. Popularisierung gilt schnell als unmoralisch (Dracklé 1999: 263). Die meisten Ethnologen meiden die Öffentlichkeit auch noch aus spezielleren Gründen, und das gilt nicht nur hierzulande. Jede populäre Aufbereitung vereinfacht nicht nur, sondern fördert damit leicht Stereotype (James 1996). Ich wurde in den letzten Jahren seitens der Medien z.B. angefragt, zu Männerohrringen, Hexerei, „ethnischen Konflikten“ im Kosovo und „Erotik bei primitiven Völkern“ Stellung zu nehmen. Populäre Repräsentation von Kultur macht sich schnell ungewollt zum Komplizen der Schaffung von „Anderen“ (Dominguez 1994, Welz 1994 am Beispiel von *public folklorists* in New York). Ein Grundproblem ist das Vokabular, das in der Bevölkerung und in den Massenmedien gängig ist. Wenn Ethnologie öffentlich werden soll, muss sie jedoch an etablierte Schlüsselwörter und dahinter stehende Ideen anknüpfen. Wer beim Wort „Naturvölker“ sofort rot sieht, kann in den Medien gar nichts bewirken. Statt eine solche, aus ethnologischer Sicht problematische Wortwahl pauschal zurückzuweisen, sollten wir sie thematisieren, dabei auf manche Wörter korrigierend eingehen, andere zurückweisen und dann auch dazu stehen. In Abb. 2 versuche ich realistische Vorschläge dazu zu machen.

- Hier etwa Abb. 2, kann aber auch verschoben sein. -

Angesichts dieser Schwierigkeiten, mangelnder Schreibfähigkeiten und aus einer gewissen Bequemlichkeit heraus wollen viele Kolleginnen und Kollegen besonders hierzulande mit der breiteren Öffentlichkeit lieber nichts zu tun haben. Nur in den Museen befasst man sich explizit mit dem Verhältnis von Ethnologie und Öffentlichkeit. Die Furcht vor den Kollegen, die Popularisierung für Prostituirung halten, ist einer der Gründe der Meidung von Öffentlichkeit und Popularisierung. Erschwerend kommt in Deutschland, weniger dagegen in der Schweiz, eine allgemeine Skepsis bis Ablehnung problembezogener bzw. Angewandter Ethnologie hinzu. Wenn schon Angewandte Ethnologie als problematisch empfunden wird, ist Popularisierung per se ein Sündenfall. Im Gegensatz zu den USA, wo mittlerweile schon über zwei Drittel aller Promovierten in der angewandten Anthropologie bzw. in nichtakademischen Berufen unterkommen, wird hierzulande im Zweifelsfall die Loyalität zur

Disziplin und zu den Untersuchten betont, kaum dagegen die zur eigenen Gesellschaft insgesamt oder gar zur Öffentlichkeit. De facto stehen Ethnologinnen und Ethnologen jedoch immer im Spannungsfeld von Fach, untersuchten Menschen, Auftraggebern bzw. Arbeitgebern und eben auch der heimischen Öffentlichkeit.

Abenteuer am Schreibtisch

Mein Lektor gibt mir gegen Ende der Schreibphase und vor Beginn der intensiven gemeinsamen Detailarbeit an der Sprache nochmals einige Tipps. Er vermittelt mir Leitlinien für grundlegende Ausrichtungen des Texts, die durchgehend für die Kapitel nützlich sein können. Ich soll systematisch eigene Erlebnisse oder Anekdoten von Kollegen einbauen. Gut sei es, Beispiel-Cluster einstreuen, um komplexe Sachverhalte zu veranschaulichen und ein buntes Bild zu erzeugen. Hierbei sollte ich gern extreme, exotische, verblüffende Beispiele wählen, auch aus unserem Kulturkreis. Es wäre gut, wenn ich immer mal wieder zu den Indonesiern und den Eipo zurückkehre, weil die in frühen Kapiteln eingeführt sind. Ganz zentral sei die Rückwendung des ethnologischen Blicks auf unsere vertraute Gesellschaft. Ich solle unser Leben direkt mit dem vermeintlich völlig Andersartigen konfrontieren. Er schreibt mir: „Mir gefiel im Sex- und im Kunstkapitel besonders gut die Verknüpfung durch einen Handlungsablauf (mit Ibu unterwegs und bei ihr zuhause, in New York von Schauplatz zu Schauplatz). Wenn wir das zumindest bei der Hälfte der Kapitel hinkriegen würden, das wäre super!“ (Mail vom 23.5.2009).

Für mich war das Projekt ein Abenteuer. Ich musste lernen, ein Buch zu schreiben, das kurz ist, und den Text so zu verfassen, dass er für Laien zugänglich ist. Eine echte Herausforderung für einen Wissenschaftler, der im akademischen Betrieb in Deutschland zu Hause ist. Abenteuer ohne Risiko gibt es nur im Fernreiseprospekt, nicht im wirklichen Leben. Das Abenteuer beim Schreiben eines Buchs, das Wissenschaft für Laien verständlich darstellen will, kurz sein und dazu flott geschrieben sein soll, sehe ich darin, dass das kontinentweit von der üblichen Wissenschaftsprosa entfernt ist. Sicher ist das „Fachchinesisch“ ein Merkmal von Fachbüchern. Aber das Besondere von wissenschaftlichen Texten sind gar nicht so sehr die vielen Fachtermini. Die gibt es in jeder Expertengruppe, auch bei Schachspielern, in der *Gothic*-Szene oder im *Angler-Journal*. Viel auffällender sind die endlosen Formulierungen der Vorsicht. Jede halbwegs konkrete Aussage wird im nächsten Satz relativiert. Beispiele sind Mangelware oder werden ebenfalls schnell relativiert. Für mich als Wissenschaftler ist es sogar schon ein kleines Abenteuer im Abenteuer, nicht für jede wichtige Aussage, die aus der Literatur übernommen ist, eine

Quellenangabe zu machen. Mein wissenschaftliches Buch zu Universalien hat ein Literaturverzeichnis von über 60 Seiten!

Nicht nur beim Schreiben können Einfachheit und Kürze aber sehr befreiend sein, sondern auch für die Wissenschaft selbst. Wissenschaftler sehen immer das Risiko, komplexe Sachverhalte allzu stark zu vereinfachen. Diese Furcht ist ein Grund, warum es populäre Wissenschaft in Deutschland bei den Kollegen so schwer hat, ganz besonders in den Geistes- Kultur- und Sozialwissenschaften. Einfachheit ist aber auch ein Merkmal guter Forschung. Eine Darstellung, deren Komplexität der des Gegenstands entspricht, bringt uns wissenschaftlich nicht weiter. Das wird heutzutage gerade in den Geistes- und Kulturwissenschaften gern vergessen. Auf wissenschaftlichen Kongressen und im Feuilleton scheint es alle Gegenstände nur noch im Plural zu geben: „Geschichten“, „Identitäten“, „Kulturen“. Ich habe bei ethnologischen Tagungen noch nie erlebt, dass ein Kollege widersprochen hätte, wenn ein Redner sagt: „In Wirklichkeit ist das alles sehr komplex.“ Mehr als ein bequemer wissenschaftlicher Joker steckt da meist nicht dahinter. Komplexitätsreduktion ist ein wichtiges Ziel jeder Wissenschaft, auch der Humanwissenschaft. Um ein Haar hätte ich gerade geschrieben: „Humanwissenschaften“ ...! Analysen müssen reduzieren, sonst sind es keine Analysen, Erklärungen sollten sparsam sein, sonst erklären sie wenig. Zu vielen Grundfragen der Menschheit kennen wir die Erklärungen noch nicht, zu manchen aber eben doch. Sicher, es gibt mindestens 100 Faktoren, die etwa das Zusammenleben im multikulturellen Deutschland bestimmen. Wissenschaftlich wichtig und auch praktisch relevant sind aber vielleicht drei bis fünf entscheidende Größen.

Literatur

Antweiler, Christoph (2005) Ethnologie. Ein Führer zu populären Medien. Berlin: Dietrich Reimer Verlag (Ethnologische Paperbacks).

Antweiler, Christoph (2007) Grundpositionen interkultureller Ethnologie. Nordhausen: Verlag Traugott Bautz (Interkulturelle Bibliothek, 79).

Antweiler, Christoph (2009a) Heimat Mensch. Was uns alle verbindet. Hamburg: Murmann.

Antweiler, Christoph (²2009b) „Was ist den Menschen gemeinsam? Über Kultur und Kulturen“. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (überarbeitete und erweiterte Auflage, ¹2007).

Blechmann-Antweiler, Maria (2001) Ohne uns geht es nicht. Ein Jahr bei Frauen in Indonesien. Münster et al.: Lit Verlag (Begegnungen. Autobiographische Beiträge zu interkulturellen Kontakten, 1).

Dominguez, Virginia (1994) A Taste for "the Other". *Intellectual Complicity and Racializing Practices*. *Current Anthropology* 35 (4), S. 333-348.

Dracklé, Dorle (1999) Medienethnologie: Eine Option auf die Zukunft. In: Waltraut Kokot und Dorle Dracklé (Hg.): *Wozu Ethnologie? Festschrift für Hans Fischer*: S. 261-290. Berlin: Dietrich Reimer Verlag (Kulturanalysen, 1).

James, Wendy (1996) Typecasting. *Anthropology's Dramatis Personae*. In: MacClancy, Jeremy und Chris McDonough (Hg.): *Popularizing Anthropology*. London, New York: S. 83-105. London, New York: Routledge.

Reinhardt, Klaus (2008) *Vom Wissen zum Buch. Fach- und Sachbücher schreiben*. Bern: Verlag Hans Huber.

Rogg, Inga und Eckard Schuster (Hg.) (1992) *Die Völker der Erde. Kulturen und Nationalitäten von A - Z*; München: Bertelsmann Lexikon-Verlag.

Welz, Gisela (1994) Putting A Mirror To People's Lives. *Cultural Brokerage, Folklore, and Multiculturalism*. *Ethnologia Europaea* 24 (1), S. 45-49.

Widergabe mit freundlicher Genehmigung des Autors. Erschienen in: *Ethnoscripts* 11(2), 2009, Themenschwerpunkt „Ethnologie und Öffentlichkeit“, S. 81-103.

Prof. Dr. Christoph Antweiler ist Professor der Ethnologie und Leiter der Abteilung für Südostasienwissenschaft am Institut für Orient- und Asienwissenschaften (IOA) der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.